

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Karl, W.: Die sieben Schwaben. Eine Dorfgeschichte

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Die sieben Schwaben.

Eine Dorfgeschichte von W. Karl.



Ajährlich um die Zeit der Heuernte kamen in das wohlhabende Pfarrdorf Grafenried die sieben Schwaben; aber nicht die, welche der Leser aus der Fabel kennt, sondern sieben wirkliche erbbastige Schwaben, sieben ledige Brüder. Eigentlich waren sie zu Holzhausen in Schwaben daheim, wo sie mit ihrer alten Mutter oder, wie sie sagten, „Mutter“ zusammen in einem kleinen Häuschen wohnten. Jeder von ihnen trieb seine eigene Handlung; der eine war Schuhmacher, der andere Brunnenschneider, ein dritter Barstenbinder, ein anderer, welcher etwas hintere, trieb den Juden das Vieh auf den Markt u. s. w. Was sie verdienten, trugen sie getreulich der Mutter nach Hause, welche mit dem Geld alles befruchtete, was die Familie nötig hatte, und noch etwas zurücklegte. Der Vater war schon lange gestorben; er war Steinbauer gewesen, hatte, wie mancher Steinbauer, viel Geld verdient, aber einen übertriebenen Durst gehabt. Da bekam er — gleichfalls wie viele seiner Standesgenossen — die Auszehrung, legte sich hin und starb, mit Zurücklassung einer händelnden Witwe und sechs kleiner lebendiger Kinder, wozu das Lehente bald kommen sollte. Da gab es natürlich harte Jahre und schmale Bissen, indem kein Vermögen vorhanden war als das Häuschen mit einer Hypothek drauf. Inzwischen die wackere Frau half sich durch. Sie arbeitete wie eine Verzweifelte, des Sommers im Felde, des Winters im Walde; sie wusch, nähte, that Botengänge, legte Kranke, sie nahm jede Arbeit, wie sie kam — und es gelang ihr. Ja, was noch höher anzuschlagen ist: Sie erzog alle ihre Kinder zu rechtschaffenen Menschen, freilich mit übermenschlicher Anstrengung. Sie nahm sie nämlich fast überall mit hin; wenn sie auf das Feld ging, gingen zwei am Hock, eines fast auf dem Arm, zwei lagen im Kindervagen. Sie mußte bei schwerer Feldarbeit noch das Häuslein beobachten, Streit schlichten, Unheil verhüten, schelten und trafen. Aber es ist ihr alles gelungen; die Knaben sind alle leiblich und geistig gesund geworden bis auf einen, welcher ein wenig hinkte. Sie waren nach alttestamentlichen Geboten genant, z. B. Melchisedek, Gideon u. s. w. Der jüngste hieß Jakob oder Jobbi und war der schönste und klügste von allen. Der Fünftende erhielt von den Brüdern wegen seiner roten Haare den Namen „Herodes“, den er sich bald ruhig gefallen ließ. So wurden die Knaben zu Männern, und zu rechten Män-

nern, von denen gottlob keiner dem Vater nachartete; denn sie blieben fleißig und sparsam und gehorchten der Mutter, wie Kinder sollen.

In der Sommerszeit nun pfl egten die sieben Brüder weit ins Land hinein, ja sogar noch über die Grenzen hinaus zu wandern, um Gras zu mähen oder Frucht zu schneiden, da diese Arbeiten auf dem Land am besten bezahlt sind. So zogen sie auch jedes Jahr nach Grafenried. Wenn vom dortigen Rentmeister an die Mutter der Brief eintraf: „Das Gras ist zeitig, die Schwaben sollen kommen,“ dann legte jeder seine Arbeit weg, dengelte seine Sense und rüstete seinen Wegstein; die Mutter legte Hemden und Hosenträger zurecht, und gewöhnlich am Samstag morgen, früh um 2 Uhr, marschierten die Brüder ab. Es war dann schon später Abend, wenn sie in Grafenried ankamen. Aber welche Freude empfing sie da! Aus allen Fenstern tönte es: „De, au wieder hiesig?“ „Lebt die Mutter noch?“ „Ihr kommt früh.“ „Ihr bringt schön Wetter“; so daß der Jobbi, welcher für die Brüder das Wort führte, nur Mühe hatte, überallhin zu antworten: „Grüß Gott, he jo!“ Und erst die Schulbuben hatten eine Freude! Denn waren einmal die Schwaben da, dann mußte mit der Heuernte begonnen werden, und der Pfarrer konnte trotz Regenwetter die Heuernten nicht mehr widerrufen.

So gelangten die sieben Schwaben endlich in ihr Quartier im Hause des Rentmeisters. Der Herodes war ja auch schon müde, da er doppelt so viele Schritte machen mußte als die Brüder. Aber wie mundeten nun die gebrannte Mehlsuppe und die gebratenen Kartoffeln, mit Grieben und Speck untermischt! Wenn das Mahl fertig war, so setzten sich die Brüder in den Hof auf die Staffeln, zu den versammelten Bauern, um zu plaudern und den Plan zu machen. Bis tief in die Nacht ging die Unterhaltung, um am Morgen in aller Frühe wieder fortgesetzt zu werden. Aber dann, wenn es zum erstenmal läutete, gingen sie hinauf in die Speicherküche, in ihr Kostent, und machten sich fertig zur Kirche. Dort saßen sie breitspurig, mit ernstern Gesichtern, auf der obersten Bank neben der Orgel, wo sonst die alten Junggesellen des Dorfes saßen, strahlend in ihren weißen Hemdbärmeln, denn die Sonntagsröcke ließen sie zu Hause bei der Mutter; die ganze Gemeinde hatte ihre Freude an den braven Schwaben.

Warum hatte man sie eigentlich so gern und machte soviel Aufsehens von den schlichten Menschen? Ich wüßte es selbst nicht zu sagen; es war eben einmal so. Man bewunderte ihre saubere, schöne Arbeit; man mußte sie im stillen loben, wenn sie so staffelförmig hintereinander im hohen Grase standen, gleichmäßig wie das Perpendikel an der Uhr mit den Sensen ausfahrend, daß sich ächzend und knarrend die Grasbüsche auf die Seite legten. Man bewunderte den Brunnenschneider wegen seiner hervorragenden Wetterkenntnis; kurz, man hatte sie alle herzlich lieb. Darum nahm man es nicht so genau mit dem ausbedungenen Lohn, sondern gab auch etwas drüber, wenn die Mutter kam.

Nämlich am Ende der Heuernte fuhr jedesmal auf einem hochbeinigen altmodischen Wagen, gezogen von einem ditto Köhlein, hochragend die Mutter ins Dorf, um den Lohn zu holen: Geld, Laibe Brot, Speck, auch Stücke Feinwand und Wolle zu Strümpfen. Die alte Frau oder vielmehr das Köhlein brauchte zwei Tage zur Reise, weshalb die Mutter ihr gewaltiges Bett mitführte, in welchem sie auf offener Straße zu übernachten pflegte. Schwer beladen kutschte sie am nächsten Tage wieder mit dem Jobbi heimwärts, wäh-

rend die andern marschierten. Das Köflein strich sich aber jedesmal den Tag in Grafenried in seinem Kalender rot an, so gut wurde es von allen Seiten gefüttert.

So war es nun schon seit etwa 17 Jahren gewesen und jetzt war der Jüngste, der Jobbi, bereits 35 Jahre alt. Da aber geschah etwas, das mächtige Aufregung in Grafenried hervorrief.

Wieder saßen die neu angekommenen Schwaben im Hofe auf der Staffel, und der Jobbi diskutierte mit den Bauern. Auf einmal fragt der Nachbar: „Deine Mutter muß wohl auch alt sein, Jobbi?“

Der Jobbi raucht gewaltig und sagt: „Ge jo, an Agidi war's einundsiebenzig.“

„Kommt sie dies Jahr wieder mit dem alten Fuchs?“

Der Jobbi rauchte gewaltiger und sprach: „Dies Jahr kommt sie nicht.“

„So, und warum denn nicht?“

Der Jobbi qualmte, daß man den Tabak knistern hörte, und antwortete: „Weil die Mutter an Michaeli gestorben ist.“

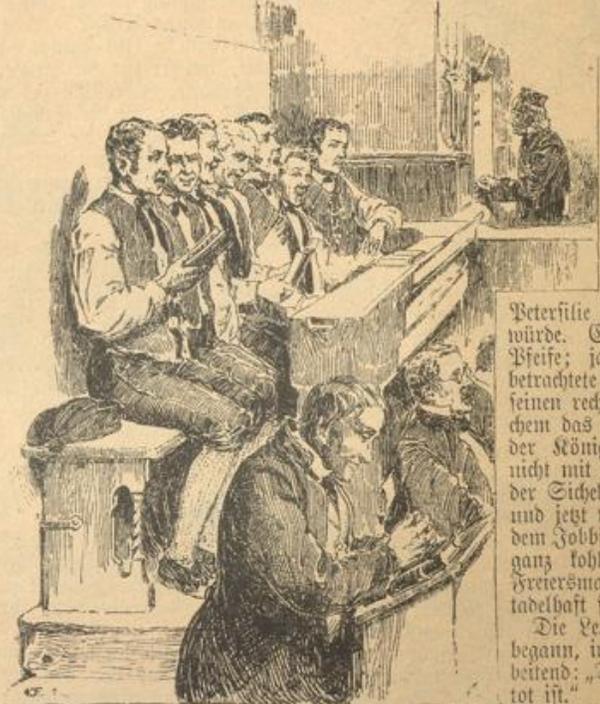
Tiefe inhaltsichwere Stille folgte diesen Worten. Der Bauer macht keine Phrasen, aber er fühlt mit, oft mehr als der Städter, welcher, ohne etwas zu denken, seine gelehrten Beileidsphrasen herauskaspelt. Die Brüder verstanden auch dieses Schweigen, als sie ernst und düster, die Hände vor den Knien zusammengefügt, vor sich auf den Boden schauten. — Die Mutter war an einem Herzschlag plötzlich gestorben.

Aber dies war noch nicht die größte Überraschung, welche die diesjährige Heusaison brachte. Wie wollen wir es nennen, was zunächst geschah? Der Jobbi war verliebt? Nein, das war er nicht. Aber er wollte heiraten. Warum denn? Und wen?

Nach dem Tode der alten Mutter ging es nicht mehr recht zu. Zwar sollte der König Herodes eine Zeitlang den innern Dienst, wie Kochen, Waschen u. s. w., besorgen, aber er hatte es schon nach einigen Tagen satt. So behalt man sich denn so gut als es ging, aber es ging schlecht. Darum begann eines Tages beim Essen, als die Knöpfe wieder ganz schwarz geraten waren, Melchisedek, der Älteste: „Zeh meine halt, es sollt' wieder ein Weibsbild ins Hans.“ Niemand erwiderte, aber am nächsten Tage setzte der König Herodes das Gespräch fort: „Hast ganz recht, Melcher, es sollt' einer eine heiraten.“ Und am Sonntag war man schon so weit, daß der große Melchisedek endgültig aussprach: „Der Jobbi ist der Geheißte, der soll eine heiraten.“

Da der Jobbi nichts erwiderte, so nahm man die Sache als ausgemacht an und betrachtete von Stand an den Jobbi als Freiersmann. Also ging der Jobbi „eine“ freien. Aber wen?

Er wußte schon lang, wen er liebte; es war die Vene, die Dienstmagd des Rentmeisters von Grafenried, eine brave, überall gelobte, dabei hübsche und starke Person von etwa 30 Jahren. Schon seit Jahren war der Jobbi zärtlich gegen sie, d. h. er trug ihr wohl einen Kübel Wasser vom Brunnen, welche Sünde er aber redlich wieder durch eine Grobheit gut zu machen suchte. Nie hatten sie ein Wort gesprochen, aber jedes wußte, der oder die ist's, die ich heiraten möchte, und niemand anders. Aber warum haben sie es nicht gethan? Weil der Jobbi sich schämte, mit seiner Mutter von solchen Dingen zu reden; lieber wartete er ab, bis die Mutter tot war. Jetzt aber mußte es geschehen.



Dort saßen sie kreisförmig, mit ernstem Gesichte.

Am Sonntag Morgen hatte der Jobbi in der Kirche einen blauen Schlag an, was schon auffallen konnte. Nach der Kirche aber begab er sich gleich in den Garten, weil er wußte, daß die Vene um diese Zeit Sellerie

für die Suppe holen würde. Er stopfte feierlich seinen Mund mit Pfeffer; ja, jetzt zum erstenmal betrachtete er mit Verzelelung seinen rechten Zeigefinger, an welchem hermschem das vorderste Glied fehlte. Herodes der König hatte es ihm bei Würgen nicht mit dem Schwert, aber mit den Ringen der Sichel vor Jahren abgehauen. Das ist es und jetzt war der Stummel, wie die Mutter dem Jobbi immer die Pfeife stopfte, ein bisschen ganz kohlschwarz geworden; er hätte die Pfeife Freiersmann aber sollte doch ein wenig tadelhaft sein!

Die Vene kam und der Jobbi begann, immer an der Pfeife arbeitend: „Du weißt, daß die Mutter tot ist.“

„E jo, Gott helf' ihrer Seele.“

„Es muß aber wieder ein Weibsbild ins Haus.“

Die Vene schwieg und erröte tief. „Darfst mir glauben,“ fuhr der Freier fast hart und zornig fort, „wenn die Mutter nicht faulen würd' würd' ich dich nicht drum fragen, ob du mich heiraten thätst. Die Brüder wollen's aber partout haben.“ Da machte die Vene einen Satz über den Salat, rannte den Garten hinaus nach der Scheuer und verschwand. Der Jobbi aber schaute ihr glücklich nach, denn er wußte, daß das in ihrer Sprache „Ja“ bedeutete.

Die Vene schaute an jenem Tage den Jobbi nicht mehr an. Wohl aber setzte sie sich in ihre Kammer und schluchzte. Nicht lange darnach kommt der Jobbi, setzt sich auf einen Stuhl und wartet geduldig, bis sie ausgeweint hat; dann fragt er, so weich und zärtlich als er kann: „Was sein muß, muß bald sein.“ Die Vene hebt die Augen auf, schaut den Jobbi an und nickt mit dem Haupte.

Der Bund zweier Herzen war geschlossen ohne Kuß, fast ohne Worte, ohne Sentimentalität; die Liebe war nicht heiß und förnlich, aber tief und ernst. Denn der Bund fürs Leben heißt bei diesen Menschen nicht der Anfang von Vergnügen und Sonnenschein, sondern ein Bund zu gegenwärtiger schwerer Arbeit und ernster Lebensführung.

Am Sonntag nach der Heuernte war Tanzmusik. Somit ging keiner von den sieben Schwaben auf den Tanzboden, sondern sie saßen solide im Wirtsgarten unter dem Lindenbaum und tranken Wein. Heute aber geschah etwas Unerhörtes. Als der Jobbi die Lene vorsichtig ins Wirtshaus schleichen sah, rief er unternehmend: „Alle hopp!“, stand auf, und die Brüder folgten ihm auf den Tanzboden. Ihre dünnen sehnigen Gesichter füllten sich glänzend mit Freude und Erwartung, denn sie merkten wohl, was ihr Jüngster im

Sinne hatte, und waren glücklich über seine Wahl. Der Jobbi aber schreitet stolz, fast verwegend, durch den Tanzsaal, erfaßt die Lene und schwenkt sie wahrhaftig herum. Alles staunte! Die Tanzenden hielten inne, um das seltsame Paar zu betrachten. Jauchzende Zurufe trafen das Ohr des tanzenden Jobbi. Zwar am Anfang ging's nicht ganz eben, weil die Lene nach Landesart auf den Fußspitzen tanzte, während der Jobbi, ebenfalls nach Heimatsbrauch, langsam und feierlich sich auf den Absätzen drehte. Aber nach einigen „Taktlosigkeit“ ging es vortrefflich. Die Musikanten bliesen dreimal stärker als sonst, der Jobbi tänzelte übermütig mit der Beinen in der Luft herum — hört, er jauchzt und stampft —, da hört die Musik auf, noch ein Stampfer, und der Jobbi steht wie ein Baum.

Jetzt löst sich der Jubel auf. Duzende von Gläsern strecken sich dem Jobbi entgegen, Burschen und Mädchen drängen sich um ihn. Aber wie er seiner Braut ein Glas reichen will, ist sie verschwunden; sie hat sich gar zu sehr geschämt und ist deshalb hinunter in die Stube entflohen. Aber der Jobbi weiß, was ritterlicher Brauch ist. Er sucht die Braut auf, er zieht sie an der Hand hinter sich her durchs Gewühl in den Garten an seinen Tisch, wo die Brüder bereits auf das Paar warten, alle freudeträchtig, weil ihr Jüngster so bezaubernd getanzt hatte. Sie reden nichts, aber sie strecken der Braut des Bruders die Gläser entgegen und stoßen umgeleert mit der sich immer noch Schäumenden an; eine Gruppe glücklicher, guter, tüchtiger Menschen. Die Grafenrieder aber wurden nicht müde, an den Tisch zu kommen, zu lachen, auch zu uzen, anzustoßen, zu trinken. Jedermann sagte, die zwei hat Gott zusammengeführt.

An jenem Abend blieb der Jobbi zum erstenmale in

seinem Leben länger als bis zum Betzeitläuten. Als er in seinem Kosement ankam, schnarchten die Brüder bereits einen Tanz um den andern herunter. Aber der Jobbi konnte nicht schlafen; die Hitze, der Wein und die Schnaken brachten ihn in unbegreifliche Aufregung. So kam ihm der Gedanke, diese Nacht draußen im Garten auf dem kühlen Erdboden zuzubringen. Gedacht, gethan. Er erhob sich und schritt zur Thüre. Aber noch einmal die zwei Treppen hinab? Da mußte er ja den Rentmeister noch einmal wecken! Und was würde dieser sich für Gedanken machen? Der Jobbi war heut einmal so waghalsig und übermütig aufgelegt, daß ihm der Gedanke kam, durch das Fenster in den hohen Schopf zu klettern, und von da mit der Leiter oder am Pfosten den Erdboden zu erreichen. Er wagte sich wirklich hinaus auf das dünne Gebälke. Drüben überm schmalen Hof war die Schlafkammer der Lene;



„Du weißt, daß die Mutter tot ist.“

er hörte deutlich in der stillen Nacht ihre tiefen gesunden Atemzüge, und ein glückliches Lächeln schlich sich über seine Lippen. Da giebt auf einmal der Halt für den Fuß nach; er wankt! Barmherziger Gott . . . er sinkt! Er will schreien, unterdrückt es aber, um niemand zu stören. Schwer schlägt sein Kopf an einen Balken an, dann noch einmal, dann ein Knall. Berstmettert ist sein Schädel an den Steinplatten des Hofes. Aber keines Menschen Auge hat's gesehen, keines Menschen Ohrgehört. Stumm, tot, blutig liegt der Jobbi mit ausgebreiteten Armen am Boden.

Als der Morgen graute, stand die Lene auf, singend, denn ihr Herz jauchzte der Minute entgegen, da sie ihren Bräutigam wieder sehen sollte. Sie öffnete das Fenster und schaute zuerst nach Wolken und Wetter, dann nach dem Boden. Da sah sie das entsetzliche Unglück und ihre roten Wangen erblassten. Lebend schloß sie ihre Thüre auf und ging über den Hof. Er ist es, ihr Verlobter!

War das noch die schweigsame, schüchterne Jungfrau? Nein, es war ein leidenschaftliches, schmerz-durchwühltes Weib. Ein Schrei gelte durch die Morgenfrische, ein Schrei, wie ihn nur ein Weib in höchster Angst und Qual ausstoßen kann. Dann nahm sie den Kopf des Geliebten in ihren Schoß, sie wischte das Blut ab, das aus Nase, Mund und Ohren geronnen war; sie betete, flehte, rief hundertmal ihrem Jobbi. Was achtete sie es, daß Menschen, zitternd und bebend, halb schlastrunken, um sie herumstanden? Daß die Kinder und Weiber weinend, sich an den Rockschößen der Männer haltend, hinter deren Rücken hervorlugten? Sie sah nichts als den bleichen Jobbi. „Mein Jobbi, lieber Jobbi, so hör doch nur ein einzig Mal, du liebes Herz! Ach, warum hast du so hoch aufsteigen müssen,

warum hast du so böß sterben müssen, ohne Bereitung und Trost? Ach, du liebste, liebste Seel', werd' doch nur ein einzigmal wieder lebendig!" —

Der Jobbi war tot. Am Dienstag abend fand die Beerdigung statt. Aber selten hat wohl eine solch tiefe, schmerzliche Trauer alle Herzen erfüllt, wie in jenen Tagen. Der Pfarrer, ein junger und beredter Mann, schämte sich so wenig der Thränen als das älteste Weiblein. Die verlassene Braut aber stand wieder fest da, zwar tief erschüttert, aber in starker Ergebung in Gottes Willen sich emporrichtend. Es klang ihr wie Gottes Stimme, als der Pfarrer am Ende seiner Rede mit lauter Stimme über die Gräber dahinjief: "O du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen; ich will dich über viel segnen; gehe ein zu deines Herrn Freude." Ja, treu war er gewesen, treu wollte seine arme Braut auch sein; sie wollte sorgen für die armen Brüder so gut als ob sie Jobbis Weib geworden wäre. Dieser Entschluß reifte ihr am Grabe des geliebten Toten.

Am andern Morgen, in dämmernder Frühe, stiegen die sechs Brüder schweigend den Grafenberg hinan, der Heimat zu. Als sie am Kirchhof vorbeikamen, schauten sie weg, denn keiner wollte vor dem andern weich gelten. Aber einer um den andern drehte sich um, scheinbar um Atem zu schöpfen, in Wahrheit aber, um dem armen toten Bruder einen langen, innigen Abschiedsgruß zuzuwinken. Oben, wo der Wald beginnt, kamen sie wieder alle zusammen, schluchzend wie Kinder. Eben ging die Sonne hinter dem Grafenwald auf. Kühl war die Luft, feucht das Gras. Mit langen Schritten stiegen die Brüder in den grünen Wald hinein, der Sonne und der Heimat entgegen. —

Es dauerte nur einige Tage, so spannte der Rentmeister von Grafenried seinen jungen Schimmel ein, lud allerlei Hausrat auf den Wagen und klatzte mit der Peitsche. Da trat aus dem Hause, mit einem Paß unter dem Arm, die treue Yene. Schluchzend stieg sie auf den Wagen, schluchzend standen Frau und Kinder auf der Staffel. Dann warf die Yene noch einen unsagbar traurigen Blick auf die feuchte, mit weißem Sand bestreute Stelle unter dem Holzschopf, und der Wagen fuhr zum Thor hinaus. Wohin? Nach Holzhausen, wo die sechs Brüder wohnten. Dort lud die Yene rüstig ihre Habeligkeiten ab, bezog die Stube, welche früher die Mutter bewohnt hatte, und führte den Schwaben die Haushaltung. Sie ehrten die Yene als die Braut ihres Bruders, ja wie sie einst die Mutter geehrt hatten, und lebten noch manches Jahr glücklich und zufrieden. Alljährlich zog die Yene mit ihnen zur Deuernte nach Grafenried, der alten Herrschaft ein lieber Gast. Freilich ist einer nach dem andern von den sieben Schwaben ausgeblieben; die Yene hat ihnen allen das Sterbehemd genäht und den Rosmarin auf das Grab gepflanzt. Zuletzt lebte nur noch der hinkende König Herodes, mit welchem die Yene manche Not hatte, da er sich in seinen ältern Tagen doch noch auf den Trunk legte. Nachdem auch dieser ins Grab gelegt war, ging die Yene mit ihren Ersparnissen und dem ziemlich großen Vermächtnis des Herodes nach Grafenried ins Haus des Rentmeisters zurück. Als sie starb, war zwar der junge Pfarrer auch alt und grau geworden, aber er erinnerte sich doch noch an den Jobbi, an dessen kurze Liebe und jähen Tod, und nahm zum Reichentext für die treue Braut 1. Kor. 13. 8: „Die Liebe hört nimmer auf.“

Der Regimentskadett.

Humoreske von Maximilian Schmidt.

Ist nichts so schön und nichts so nett,
Als ein Regimentskadett,
Und sein Silhouett — Silhouett
hängt über sein Bettstatt' weg.



sen das Vorrecht, bei ihrem Zugange diese bevorzugte Stellung einzunehmen. Sie mußten von Unteroffizieren und Soldaten mit „Gerr“ angesprochen werden, waren von den sogenannten „Fautigen“ frei und durften Uniformen aus „seinem Tuche“ tragen. So ein schmuder Regimentskadett in flatter Uniform, mit mädchenhafter Taille, natürlich engem Beinkleid und sein lackierter weißer Kuppel um die Schulter, vielleicht auch mit grünenseidenen Schützenschnüren geschmückt, an denen ein silbernes Pfändchen hing, zog schon an und für sich die Augen aller auf sich, und entsprach seinem gefälligen Anzuge und seiner schönen Figur auch noch sein sonstiges Ausere, so durfte er gewiß sein, daß sich viele schöne Augen wohlgefällig und mit freundlichem Blicke nach ihm wandten.

Das wußte auch der Regimentskadett und Korporal Alfred von Stock, der hochgewachsen, von adeligen Manieren und ein schöner junger Mann mit einem spitzen dunklen Schnurrbärtchen und dunklen Augen war. Wenn er so in den Straßen herumschlenderte, das Haubajonett, welches auf den Schützenstutzen gepflanzt wurde, im linken Arme tragend, mit der schweißbelederten Rechten nach rechts und links salutierend, mochte sich mancher Vorübergehende denken: „Ein hübscher Mann! Gerade wie einst sein Vater, der Major!“ Major von Stock lebte in Pension, ein kleines Häuschen mit Garten vor dem Thore der Stadt war sein Eigentum. Er war einst ein feicher Kavallerieoffizier gewesen, hatte die griechische Expedition mitgemacht und sich bei den Kämpfen in der Maina so tapfer geschlagen, daß er mit dem griechischen Erlöserorden decoriert wurde.

Dieser letztere brachte ihm, nachdem er glücklich in die Heimat zurückgekehrt war, das Avancement zum Major. Doch mußte er infolge eines Sturzes vom Pferde, der ihm einen steifen Arm eintrug, den Dienst quittieren.

Es war hart für den noch rüstigen Mann, zur Ruhe verdammt zu sein, und um sich einigermaßen die Zeit zu vertreiben, kaufte er sich das Häuschen und verrichtete Tagelöhnerdienste in seinem Garten, den er selbst bearbeitete. Dabei trug er stets die Abzeichen des

Hat das wei-
erlei Tuch ohne-
dies schon eine
unbestrittene An-
ziehungskraft auf
das weibliche Ge-
schlecht, so waren
vor der Armees-
organisation die
Regimentskade-
ten fast überall
Nahn im Korbe.
Jetzt giebt es keine
solchen mehr. Nur
die Söhne des
Adels, der Offi-
ziere und der im
Kollegiatats-
range lebenden
Beamten genos-
sen das Vorrecht,
bei ihrem Zugange
zum Militär
diese bevorzugte
Stellung einzunehmen.
Sie mußten
von Unteroffizieren
und Soldaten mit
„Gerr“ angespro-
chen werden, waren
von den sogenannten
„Fautigen“ frei
und durften Uniformen
aus „seinem Tuche“
tragen. So ein
schmuder Regiments-
kadett in flatter
Uniform, mit mädchen-
hafter Taille, natür-
lich engem Beinkleid
und sein lackierter
weißer Kuppel um
die Schulter, vielleicht
auch mit grünenseidenen
Schützenschnüren
geschmückt, an denen
ein silbernes Pfändchen
hing, zog schon an
und für sich die Augen
aller auf sich, und
entsprach seinem
gefälligen Anzuge
und seiner schönen
Figur auch noch
sein sonstiges Ausere,
so durfte er gewiß
sein, daß sich viele
schöne Augen wohl-
gefällig und mit
freundlichem Blicke
nach ihm wandten.
Das wußte auch
der Regimentskadett
und Korporal Alfred
von Stock, der hoch-
gewachsen, von adeligen
Manieren und ein
schöner junger Mann
mit einem spitzen
dunklen Schnurrbärt-
chen und dunklen
Augen war. Wenn
er so in den Straßen
herumschlenderte,
das Haubajonett,
welches auf den
Schützenstutzen
gepflanzt wurde,
im linken Arme
tragend, mit der
schweißbelederten
Rechten nach rechts
und links salutieren-
d, mochte sich man-
cher Vorübergehende
denken: „Ein hübscher
Mann! Gerade wie
einst sein Vater,
der Major!“
Major von Stock
lebte in Pension,
ein kleines Häuschen
mit Garten vor dem
Thore der Stadt
war sein Eigentum.
Er war einst ein
feicher Kavallerie-
offizier gewesen,
hatte die griechische
Expedition mitge-
macht und sich bei
den Kämpfen in
der Maina so tapfer
geschlagen, daß
er mit dem griechi-
schen Erlöserorden
decoriert wurde.
Dieser letztere
brachte ihm, nach-
dem er glücklich
in die Heimat
zurückgekehrt war,
das Avancement
zum Major. Doch
mußte er infolge
eines Sturzes vom
Pferde, der ihm
einen steifen Arm
eintrug, den Dienst
quittieren.
Es war hart für
den noch rüstigen
Mann, zur Ruhe
verdammt zu sein,
und um sich eini-
germaßen die Zeit
zu vertreiben,
kaufte er sich
das Häuschen und
verrichtete
Tagelöhnerdienste
in seinem Garten,
den er selbst
bearbeitete. Dabei
trug er stets die
Abzeichen des